

Was heißt Integration?

Rede

von Bundesminister

Dr. Wolfgang Schäuble

bei der 24. Jahrestagung der

Deutschen Gesellschaft für Politikwissenschaft

am 25. November 2006 in Berlin

Migration und Demographie

Das Thema Ihrer Jahrestagung lautet „Demographischer Wandel: Politische und gesellschaftliche Implikationen“. Demographie, Migration und Integration sind Fragen, die aus politischer Perspektive eng miteinander zusammenhängen. Deswegen möchte ich zunächst eine Bemerkung zum demographischen Wandel machen.

Zuwanderung kann in einem gewissen Umfang dazu beitragen, die Folgen der demographischen Entwicklung zu mindern. Diejenigen, die sich vertieft damit beschäftigen, wissen allerdings auch, dass es eine Illusion wäre zu glauben, Zuwanderung könne unser demographisches Problem lösen. Statistische Modellrechnungen der Bevölkerungsabteilung der Vereinten Nationen kommen zu dem Ergebnis, dass die Bevölkerungszahl in Deutschland nur dann bis 2050 konstant bliebe, wenn über diesen Zeitraum eine Nettozuwanderung von 17,8 Millionen Menschen erfolgt. Damit wäre das Problem der Alterung allerdings noch nicht gelöst. Wenn man das Verhältnis der über 60-Jährigen zu den 20- bis 60-Jährigen konstant halten will, bräuchte Deutschland laut dieser Modellrechnung bis 2050 eine Zuwanderung von 188 Millionen Ausländern. Dazu wäre eine jährliche Netto-Zuwanderung von 3,4 Millionen Menschen nötig.

Eine Zuwanderung in dieser Größenordnung ist nicht realistisch und wäre auch gewiss nicht verkraftbar. Anfang der 90er Jahre haben wir das in Ansätzen schon einmal gespürt. Damals stellte uns die Masse der Zuwanderer tatsächlich vor Probleme. Jährlich kamen um die 200.000, 300.000 Asylbewerber nach Deutschland, im Jahr 1992 waren es sogar über 400.000. In demselben Zeitraum haben wir in einem vergleichbaren Umfang Aussiedler aufgenommen – ihre Zahl wurde dann auf 220.000 Personen pro Jahr begrenzt. Die Gesamtzahl aller Zuwanderer – Asylbewerber, Aussiedler und Menschen, die im Wege des Familiennachzugs kamen – war enorm, und sie stellte uns vor große Probleme.

Ein Mengenproblem, wie wir es damals hatten, haben wir heute nicht mehr. Wir haben gegenwärtig nur noch eine geringe dauerhafte Zuwanderung – auch wenn die Wahrnehmung in manchen Teilen der Bevölkerung anders ist.

Im Jahr 2005 wanderten etwa 110.000 Menschen mit der Absicht zu, hier dauerhaft zu bleiben. Auch dieses Jahr war die Zuwanderung weiter rückläufig, so dass sie bis zum Jahresende nicht einmal 100.000 Menschen betragen wird. Bis Ende September liegen bereits folgende Zahlen vor: Familiennachzug: 39.000, Asylanträge: 15.800, jüdische Zuwanderer 617 und Spätaussiedler 5.200. Hinzu kommt eine überschaubare Anzahl von Arbeitsmigranten mit der Perspektive auf Daueraufenthalt – beispielsweise Wissenschaftler, Fachkräfte, Hochqualifizierte und Studienabsolventen – sowie Selbständige. Im Jahr 2005 waren das um die 12.000 Personen.

Der ganz überwiegende Teil der Menschen, die jährlich einreisen und ebenfalls in den Zuwanderungsstatistiken erfasst werden, sind Arbeitsmigranten mit einem befristeten Arbeitsverhältnis – beispielsweise Erntehelfer. Im Jahr 2004 lag die Zahl der temporären Arbeitsmigranten bei über 400.000 Personen. Wenn man also gelegentlich liest, wir hätten eine Bruttozuwanderung von jährlich 600.000 Ausländern, dann ist das irreführend.

Da wir kaum Zuwanderung haben, wäre es somit auch eine Illusion zu glauben, wir könnten die Integrationsprobleme, die wir jetzt und die wir vor allem in der zweiten und dritten Generation haben, durch eine Umsteuerung der Zuwanderung in den

Griff bekommen. Zuwanderungssteuerung kann lediglich präventiv dazu beitragen, dass bei künftigen Zuwanderern die Integration besser gelingt.

Was heißt Integration?

Wenn man nun über Integration spricht, muss man zunächst einmal fragen, was das eigentlich heißt. Was erwarten wir? Worauf bezieht sich Integration? Wann können wir von gelungener Integration sprechen? Was also heißt Integration? Es ist ziemlich kompliziert, wenn man versucht, das abstrakt zu definieren. Das ist so ähnlich wie mit der Frage, was es heißt, Deutscher zu sein. Abstrakte Definitionen sind immer ein bisschen schwierig. Deswegen ist mir Richard Schröder so sympathisch, der auf die Frage, was deutsch sei, einmal gesagt hat: nichts Besonderes, aber etwas Bestimmtes.

Es hat etwas mit Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft zu tun, mit gemeinsamen Erinnerungen, vielleicht auch mit einem gemeinsamen Verständnis von der Zukunft oder, wie es der Soziologe Karl-Otto Hondrich beschreibt, mit geteilten Gefühlen und emotionalen Beziehungen. Wir haben es bei der Fußball-Weltmeisterschaft gespürt. Die WM war vermutlich eines der wirkungsvollsten Integrationsprogramme, die wir seit langem in Deutschland hatten.

Integration heißt aus meiner Sicht jedenfalls nicht einfach Assimilation an ein althergebrachtes, deutsches Lebensmodell, das es so allgemein verbindlich ja auch nicht mehr gibt. Wenn wir die Wirklichkeit unserer Städte und Gemeinden, unserer Gesellschaft anschauen, ist vieles offener, vielfältiger, bunter als früher. Und sie unterliegt einem ständigen, schnelleren und tiefgreifenderen Wandel, als es die Angehörigen meiner Generation noch lange wahrgenommen haben.

Natürlich gab es auch früher zwischen den Generationen unterschiedliche Vorstellungen davon, wie man lebt, und damit einhergehend auch immer Veränderungen in der Art zu leben. Aber mein Eindruck ist, dass sich das Tempo der Veränderungen beschleunigt hat. Das mag auch – wenngleich sicher nicht nur – mit der Globalisierung zu tun haben. Unsere Gesellschaften sind durch die zunehmende Vernetzung von Informationen und Menschen aufgrund des technischen Fortschritts der Kommu-

nikationstechnologien wie Verkehrssysteme einem schnelleren Veränderungsprozess unterworfen. Und da Austausch und Vernetzung immer stärker über kulturelle und nationale Grenzen hinweg stattfinden, werden unsere Gesellschaften in sich heterogener und uneinheitlicher.

Zu dieser Entwicklung, die auf dem technischen Fortschritt beruht, kommen die Brüche des 20. Jahrhunderts, die besonders in Deutschland, aber auch in ganz Europa die Menschen in ihrem Selbstwertgefühl verunsichert haben. So hat beides zusammen zu einer gewissen Entwurzelung geführt, weswegen es nach meiner Überzeugung bei vielen Menschen ein zunehmendes Bedürfnis nach Orientierung und auch nach Nähe gibt.

Die in früheren Zeiten stärker zu beobachtende Assimilation beruhte also vermutlich auch darauf, dass die Gesellschaften damals abgeschlossener und einheitlicher waren und somit auch einheitlicher in ihren Lebens- und Wertvorstellungen, während unsere Gesellschaften heute viel offener sind.

Zugleich halte ich wenig von dem Begriff Multikulti, mit dem jeder etwas anderes verbindet und über den man dann kräftig streitet. Das ist so ähnlich wie bei der Debatte, ob Deutschland ein Einwanderungsland ist oder nicht. Wir haben uns lange gegen den Begriff Einwanderungsland gewehrt, aber damit natürlich nicht bestritten, dass Einwanderung nach Deutschland stattgefunden hat. Wer das bestreiten wollte, wäre einfach nur albern. Nach Deutschland gab es mehr Einwanderung als in die meisten anderen europäischen Ländern – seit Jahrzehnten völlig unbestritten und unbestreitbar.

Ich vermute, dass es in Deutschland im Vergleich zu anderen europäischen Ländern immer relativ mehr Einwanderung gegeben hat, weil wir in der Mitte Europas liegen. In der Geschichte jedenfalls haben Deutsche im Ausland und Ausländer in Deutschland in ungewöhnlich großer Zahl alle denkbaren Erscheinungsformen des grenzüberschreitenden Wanderungsgeschehens erlebt: Aus-, Ein- und Transitwanderungen, Arbeitswanderungen von Deutschen ins Ausland – nicht nur im 19. Jahrhundert, sondern auch nach dem 1. Weltkrieg in einem erheblichen Maße –, Arbeitswanderungen von Ausländern nach Deutschland, Flucht- und Zwangswanderungen von

Deutschen ins Ausland und von Ausländern nach Deutschland, von Deutschen als Opfern und als Tätern, innerhalb und außerhalb der deutschen Grenzen. Die Geschichte der Deutschen kennt ja nicht nur die Wanderung von Menschen über Grenzen, sondern auch die Bewegung von Grenzen über Menschen hinweg, die ebenfalls für Massenwanderung bestimmend war. Das betraf in Deutschland diejenigen, die man seit 1945 die Vertriebenen nennt.

Aber ein Einwanderungsland im engeren Sinne war Deutschland dennoch nie. Denn Einwanderungsländer sind nun einmal per Definition solche, die gezielt aussuchen, wen sie wollen und wen nicht. Das war in Deutschland bisher nicht so. Wir haben aufgenommen, wer gekommen ist, und haben nicht ausgesucht. Die Australier haben einmal in Anzeigen gezielt Frauen für Schafshirten angeworben. Die Kanadier haben in Anzeigen Schreiner und Zimmerleute gesucht. Die haben Zuwanderer nicht danach ausgewählt, ob sie hilfs- oder aufnahmebedürftig waren, sondern danach, ob sie sie gebraucht haben. Das sind die klassischen Einwanderungsländer.

Wir sollten also nicht um Begriffe streiten, sondern über Inhalte reden. Multikulti könnte so verstanden werden – und deswegen halte ich wenig davon –, als würden die Menschen völlig beziehungslos nebeneinanderher leben, sich gelegentlich begegnen, aber eigentlich nichts miteinander zu tun haben, auch gar nicht viel miteinander zu tun haben wollen. Ich bin nun der festen Überzeugung, dass jede stabile freiheitliche Ordnung ein möglichst hohes Maß an freiwilliger Übereinstimmung und gemeinsamen Vorstellungen davon braucht, wie man lebt und wie man zusammenlebt, wie man sich gegenseitig aushält. Je mehr von dieser Gemeinsamkeit vorhanden ist, umso weniger braucht man Reglementierung, Bürokratie und staatlichen Zwang und umso geringer ist die Gefahr, dass die freiheitliche Ordnung untergraben wird. Das ist für mich der Grund, warum wir ein hinreichendes Maß an Zugehörigkeit und Zusammengehörigkeit brauchen und warum Integration gelingen muss.

Wir diskutieren immer darüber, wie wir es nennen sollen. Identität, sagen manche, sei ein bisschen viel verlangt und auch zu kompliziert. Zusammengehörigkeit und Zugehörigkeit sind meines Erachtens das Ziel von Integration. Vielleicht kann man auch ganz einfach sagen, dass die Menschen, die hier leben, sich hier heimisch fühlen sollten, dass sie das Gefühl haben, daheim zu sein. Das bedeutet, sich wohl zu

fühlen und vertraut zu sein. Deswegen muss es uns gelingen, dass Migrantinnen und Migranten, die zu uns gekommen sind, sich in diesem Land sicher, zu Hause, daheim fühlen.

Integration ist ein zweiseitiger Prozess. Sie ist keine Einbahnstraße. Sie setzt zum einen voraus, dass die Zuwanderer hier heimisch werden wollen. Wer das partout nicht will, wer beispielsweise nicht will, dass seine Kinder in einer offenen westlichen Gesellschaft aufwachsen, weil ihn daran vieles stört, der trifft eine falsche Entscheidung, wenn er auf Dauer in diesem Land lebt. Man muss die Lebensbedingungen des Landes akzeptieren.

Und umgekehrt müssen auch diejenigen, die schon länger hier leben, wollen, dass die Zuwanderer heimisch werden. Und wir müssen nicht nur wollen, dass sie heimisch werden, sondern wir müssen auch wissen, dass sich dadurch unsere Lebensverhältnisse und wir selber uns im Laufe der Zeit ein Stück weit verändern werden.

Es gibt in Deutschland ungefähr dreieinhalb Millionen Muslime – wobei ich darauf hinweise, dass die statistische Erfassung eine Definition voraussetzt, die schwierig ist. Wir zählen diejenigen, die in einem bestimmten Akt durch das dreimalige Aussprechen des Glaubenszeugnisses zum Islam übergetreten sind. Aber wir zählen auch diejenigen als Muslime, die aus muslimisch geprägten Ländern hierher gekommen sind. Vermutlich zählen wir in der Statistik auch Christen aus der Türkei als Muslime mit. Aber bei aller Unschärfe von Definition und Statistik: Zwischen drei- und dreieinhalb Millionen sind es, und die Zahl wird in den nächsten Jahren ansteigen. Wir werden mit ihnen leben, sie werden mit uns leben, und das bedeutet Veränderung.

In meiner Heimat am Rande des Schwarzwalds in der Rheinebene haben wir heute in jeder kleineren Stadt mit 6.000 bis 8.000 Einwohnern eine Moschee. Vor 20 Jahren war das noch völlig unvorstellbar. Zuwanderung bedeutet Veränderung. Das müssen wir wissen und das müssen wir akzeptieren. Auch das gehört zur Integration. Wir können ja nicht einfach nebeneinanderher leben. Wir müssen miteinander leben. Deswegen muss es besser gelingen, miteinander in Beziehung zu treten. Das ist der Sinn der Deutschen Islam Konferenz, mit der ich versuche, eine institutionelle Bezie-

hung zu den Menschen islamischer Religion in unserem Lande aufzubauen, die wir aus einer Jahrtausende alten Geschichte zwischen Staat und christlichen Kirchen haben. Das lässt sich nicht eins zu eins auf den Islam übertragen, aber wir müssen diese Beziehungen verstärken. Die Islamkonferenz ist insoweit ein notwendiger Bestandteil der Integrationsbemühungen insgesamt.

Integrationsprobleme und ihre Ursachen

Vor welche Aufgaben uns die Migration der 50er, 60er und 70er Jahre im Hinblick auf die Integration stellen würde, das hat sich damals niemand oder kaum jemand klar gemacht. Als die Gastarbeiter kamen, hatte ja zunächst kaum jemand die Vorstellung – insbesondere die Gastarbeiter selbst nicht –, dass sie auf Dauer hier bleiben würden. Die Menschen, die zunächst aus Italien, später aus Spanien, Portugal, Jugoslawien und schließlich – aufgrund einer bewussten Entscheidung insbesondere der deutschen Wirtschaft, weil die Arbeitskräfte dort billiger waren – aus der Türkei angeworben wurden, wollten zunächst für ein paar Jahre kommen. So waren auch die Verträge. Die Menschen haben erst später irgendwann beschlossen, hier zu bleiben, und haben dann ihre Kinder und Familien nachgeholt. Weder die aufnehmende Gesellschaft noch die Migranten hatten ursprünglich die Vorstellung von einer dauerhaften Zuwanderung.

Später ist man mehr oder weniger davon ausgegangen, dass sich die Anfangsschwierigkeiten im Laufe der Jahrzehnte von alleine lösen würden, zumindest im Laufe der Generationen. So wie es ja auch in früheren Zeiten gewesen ist. Es hat auch in vielen Fällen gut funktioniert. Die Menschen aus Italien, Spanien und Portugal, die hierher gekommen und geblieben sind, sind insgesamt, auch wenn es noch gewisse Defizite gibt, gut integriert. Bei den Zuwanderern, die aus der Türkei kamen, ist der Integrationserfolg zumindest unterschiedlich. Viele – auch das muss man immer wieder sagen – sind gut, teilweise sehr gut integriert, aber viele sind es eben leider nicht. Das hat natürlich damit zu tun, dass die Menschen, die aus Anatolien kamen, zwar günstige Arbeitskräfte waren, aber geringere Chancen hatten, sich in der Modernität einer mitteleuropäischen Gesellschaft zurechtzufinden. Ich bin nicht einmal sicher, ob sich diese Menschen in Istanbul wirklich gut integrieren würden. Und in Berlin ist es auch nicht einfacher als in Istanbul.

Globalisierung

Unsere heutigen Integrationsprobleme hängen natürlich auch mit der Globalisierung zusammen. Es hat, wie gesagt, immer Wanderungsbewegungen gegeben. Aber was sich heute verändert hat, ist das Tempo und die Distanz, über die Wanderungsbewegungen stattfinden. Die modernen Technologien und die Beschleunigung der gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Prozesse führen dazu, dass Tempo, Ausmaß und Distanz der Wanderungsbewegungen größer geworden sind – und damit natürlich auch die kulturellen Unterschiede.

Vor allem aber ist es heute möglich, sich in einem fremden Land aufzuhalten – ich sage bewusst nicht leben – und trotzdem die Illusion aufrechtzuerhalten, man lebe noch in seiner vertrauten Umgebung. Man kann in einer Parallelwelt leben. Durch die moderne Entwicklung der Kommunikationsindustrie ist man ja nicht mehr darauf angewiesen, deutsche Zeitungen oder deutsches Fernsehen zu verstehen. In Deutschland kann man über 40 türkische Fernsehsender empfangen. Es gibt türkischsprachige Zeitungen. Man kann ein- oder zweimal im Jahr zu Besuch in die Heimat fliegen. Man kann seinen Ehepartner oder die Ehepartner für die Kinder in der alten Heimat suchen.

Viele nutzen diese Möglichkeiten, auch weil sie sich in einer vertrauten Umgebung sicherer und wohler fühlen. Das alles war früheren Migranten nicht möglich. Nehmen wir die Generation der Deutschen, die im 18. und 19. Jahrhundert nach Amerika gegangen ist: Sie konnten nicht in die alte Heimat fliegen und sie hatten kein deutsches Fernsehen. Es blieb ihnen gar nichts anderes übrig, als irgendwie in der neuen Heimat zurechtzukommen.

Zunehmende Desintegration der zweiten und dritten Generation

Es gibt ein weiteres Phänomen: Bei den Integrationsproblemen, die wir heute feststellen, geht es vor allem um die Integration der zweiten und dritten Generation, also um Kinder und Kindeskinde früherer Zuwanderer. Interessanterweise ist das in den anderen europäischen Ländern ganz ähnlich, obwohl die Population und vieles ande-

re völlig unterschiedlich sind. Beispielsweise haben Frankreich und Großbritannien nicht in gleichem Maße das Sprachproblem wie wir. Trotz vielfältiger Unterschiede in unseren Ländern, ist die Entwicklung, dass von Generation zu Generation die Integrationsdefizite größer werden, offensichtlich parallel. Das muss uns zu denken geben.

In Deutschland erkennen wir Integrationsdefizite spätestens im ersten Schuljahr, wenn die Kinder ohne ausreichende Deutschkenntnisse zur Schule kommen. Dann kommen sie natürlich nicht mit. Und dann erreichen sie in der Statistik natürlich unterdurchschnittliche Bildungsabschlüsse. Und dass Jugendliche, die keinen vernünftigen Schulabschluss haben, noch schwerer einen Ausbildungsplatz finden, ist auch verständlich. Wir kennen die Zahlen: 44 Prozent der ausländischen, aber nur 19 Prozent der deutschen Jugendlichen besuchen eine Hauptschule. 17 Prozent der ausländischen gegenüber 8,5 Prozent der deutschen Jugendlichen erreichen keinen Schulabschluss. Und die Ausbildungsquote ausländischer Jugendlicher ist seit 1994 von 9,8 auf 4,4 Prozent gesunken.

Diese Entwicklung setzt sich natürlich auf dem Arbeitsmarkt fort. Die Arbeitslosigkeit unter Migranten ist doppelt so hoch wie unter allen Erwerbstätigen insgesamt. Und dann kommt das Problem der Abschottung in den Großstädten hinzu. Das hat soziale Gründe, denn bestimmte Wohngegenden sind eben günstiger. Es hat aber auch ethnische Ursachen, dass sich die Migrantengruppen in bestimmten Wohngebieten zusammenschließen. Immerhin haben wir bei der Konferenz der Landesinnenminister und -senatoren im Mai in Garmisch-Partenkirchen dieses Thema ausdrücklich in die Beschlussfassung zu den Staatsangehörigkeits- und Integrationsfragen aufgenommen und festgehalten, dass Städtebau, Wohnraumförderung und Stadtumbau wichtige Instrumente sind, um Parallelgesellschaften zu bekämpfen.

So ist mangelnde Integration ein Teufelskreis. Die Kinder werden mit schlechten Deutschkenntnissen eingeschult, geraten dort schon aufgrund ihrer Sprachdefizite von vornherein ins Hintertreffen und finden anschließend nur schwer, wenn überhaupt, Ausbildung und Arbeitsplatz. Ein Kind mit einer solchen Entwicklung wird so schon sehr früh von einem Gefühl der Unterlegenheit geprägt. Ein Problem dabei ist, dass sich die soziale Umgebung und die Kinder selbst damit abfinden und so eine

Umkehrung des Trends schwierig ist. Die Erfahrung des Scheiterns und der Unterlegenheit gegenüber anderen führt dann fast automatisch zur Abgrenzung und zum Rückzug – auch deswegen verstärkt sich die Tendenz zu Separatgesellschaften: Wer verunsichert ist, verlässt umso weniger die vertraute Umgebung. Und dort, wo ein Gefühl von Ausgrenzung und mangelnder Zugehörigkeit herrscht, entstehen natürlich auch viel leichter Spannungen bis hin zu gewalttätigen Auseinandersetzungen.

Anfang des Jahres habe ich in einem Vortrag des Göttinger Neurowissenschaftlers Professor Hüther gehört und anschließend auch etwas von ihm darüber gelesen, wie sich durch Verschaltungen Gehirnmasse bildet. Die nicht so gute Nachricht dabei ist, dass sie sich im frühen Stadium viel stärker bildet. Später lässt das dann nach, aber selbst im höheren Alter – also auch über 60 – hört es nicht ganz auf. Bei diesem Prozess, so ist die Erkenntnis der Neurowissenschaften, spielen keineswegs nur intellektuelle, sondern auch emotionale Eindrücke eine Rolle. Und damit erklärt jedenfalls die Neurowissenschaft, dass Kinder, die in einem verunsicherten Umfeld aufwachsen, sich schwerer entwickeln – und zwar nicht nur, was ihre schulischen Leistungen, sondern eben auch, was ihre soziale Integration anbetrifft.

Das Phänomen gilt für alle Menschen – unabhängig davon, ob sie einen Migrationshintergrund haben oder nicht. Deswegen nehmen wir Integrationsprobleme keineswegs nur bei jungen Menschen mit Migrationshintergrund wahr. Auch darauf muss man gelegentlich hinweisen. Integration betrifft nicht nur Migrantinnen und Migranten, sondern ist eine große Herausforderung unserer gesellschaftlichen Ordnung insgesamt. Wenn man immer stärker auseinander driftet, wenn ein immer größerer Teil der Jugendlichen – obwohl wir schon zu wenig Kinder haben –, nicht mehr hinreichend sozialisierbar und integrierbar ist, dann ist das ein Riesenproblem.

Wir haben auch bei der jungen Generation ohne Migrationshintergrund das Problem, dass der Anteil derjenigen, die nicht einmal einen Hauptschulabschluss schaffen, größer wird. Es ist unbestreitbar, dass bei diesen Jugendlichen die Bereitschaft zur Gewalttätigkeit steigt. Das hat übrigens auch mit modernen Informationssystemen zu tun. Das Elternhaus und die Schule haben ihr Monopol der Informationsvermittlung schon vor vielen Jahren durch das Fernsehen verloren. Heute haben wir zusätzlich Internet und Computerspiele. Und im Wettbewerb der Medien, im Ringen um Auf-

merksamkeit setzt sich natürlich die härtere, skandalöse Information gegenüber der weicheren, verträglichen durch.

Wenn nun hinzukommt, dass die Kinder in einem verunsicherten Umfeld aufwachsen, sind ihre Chancen geringer, sich zurechtzufinden. Damit erklärt sich auch, warum die Nachfolgenerationen schlechter integriert sind als die vorangegangenen. Das heißt, dass die Integrationsentwicklung von Generation zu Generation schlechter und nicht etwa wie früher automatisch besser wird. Die erste Generation von Zuwanderern ist noch in einem sicheren Umfeld aufgewachsen. Aber die Kinder der ersten Generation wachsen mit Eltern auf, die nun plötzlich in einer fremden Welt zunehmend verunsichert sind, und so schaukelt sich dieser Prozess im Lauf der Generationen hoch. Deswegen wird es höchste Zeit, dass wir dem entgegenwirken – auch der Neigung zu Separatgesellschaften –, damit ein stärkerer Austausch stattfindet und die Migranten positive Impulse bekommen.

Hierher gehört auch das Thema der Eheschließungen. Es ist im Laufe der Generationen immer ein bewährtes Integrationsmittel gewesen. Und wenn das bewusst mit arrangierten Ehen bis hin zu Zwangsheiraten verhindert wird, dann ist das integrationsfeindlich. Deswegen ist es nicht borniert, wenn sich die Koalitionsfraktionen vorgenommen haben, dies als Gesetzgeber stärker zu bekämpfen. Das ist legislatorisch nicht einfach, aber man sollte die vorhandenen Möglichkeiten nutzen. Insofern ist das Thema Familiennachzug nicht nur, wie viele gute Menschen glauben, die Frage einer menschenfreundlichen Haltung, sondern auch der Integration. Es geht auch darum, was im Interesse einer besseren Integration der Migrantinnen und Migranten ist.

Wirtschaft als Integrationsmotor

Was können wir tun, um diesen Kreislauf der Desintegration zu durchbrechen? Ich möchte nur ein paar Stichworten nennen: Natürlich sind die Maßnahmen der Sprachförderung ein wichtiges Element zur Lösung der Integrationsprobleme. Allerdings muss man gleich hinzufügen, dass Sprachkompetenz eine notwendige, aber wie man in Frankreich oder Großbritannien sieht, keine hinreichende Bedingung für gelingende Integration ist. Schulische Verbesserung und bessere Ausbildung hängen miteinander zusammen, und damit natürlich bessere Chancen der Integration durch den Arbeitsmarkt. Je mehr die Menschen im Arbeitsmarkt integriert sind, umso mehr erreichen wir eine ökonomische Besserstellung, und über den ökonomischen Erfolg

und die ökonomische Unabhängigkeit ein Erfolgsgefühl und Zufriedenheit. Das ist – neben den sozialen Kontakten zu Arbeitskollegen – grundlegend für das Gefühl der Zugehörigkeit, übrigens auf beiden Seiten. Insofern ist Wirtschaft ein Integrationsmotor. Auch deswegen ist es wichtig, dass der Arbeitsmarkt und die wirtschaftliche Entwicklung besser werden.

Wir brauchen natürlich auch mehr Arbeit für Geringqualifizierte. Das ist ein schwierigeres Thema und ich verstehe auch, dass der Arbeitsminister eher zurückhaltend ist. Aber wir brauchen eine stärkere Flexibilisierung des Arbeitsmarktes auch, um für weniger qualifizierte Migrantinnen und Migranten Chancen auf dem Arbeitsmarkt zu schaffen. Wir brauchen einen Arbeitsmarkt, der für alle Chancen bietet. Es kann nicht sein, dass man unterhalb eines bestimmten Qualifikationsniveaus in diesem Land überhaupt nicht mehr gebraucht wird – und anschließend werben wir dann die Saisonarbeitskräfte im Ausland an. Also müssen wir flexibler werden.

Integrationsprozess muss früh beginnen

Dass der Integrationsprozess so früh wie möglich beginnen muss, brauche ich nicht zu betonen. Professor Bade hat die Begriffe präventive, begleitende und nachholende Integration geprägt. Präventive Integration bedeutet bei Neuzuwanderern, den Integrationsprozess möglichst schon im Herkunftsland anzustoßen, indem dort schon gewisse Sprachkenntnisse vermittelt werden. Das geht im Zeitalter der modernen Kommunikationstechnologien gut, und wir wollen es beispielsweise beim Familiennachzug stärker einführen. Die Niederländer machen das bereits mit beachtlichen Erfolgen. Es erleichtert den Start in Deutschland, wenn man gewisse sprachliche Minimalkenntnisse mitbringt.

Auch der Integrationsprozess der bereits in Deutschland lebenden Menschen muss natürlich so früh wie möglich beginnen. Die Länder haben erkannt, dass das Sprachdefizit nicht erst in den Schulen bewältigt werden kann, sondern dass es vorher schon in Angriff genommen werden muss. Ich will nicht die Frage der Länder beantworten, wie man das in den vorschulischen Einrichtungen machen kann und machen muss und ob das verpflichtend sein muss oder nicht, aber in diese Richtungen müssen die Überlegungen gehen.

Eigenverantwortung des Einzelnen für den Integrationsprozess

Wir müssen dem Bevölkerungsanteil mit Migrationshintergrund auch vermitteln, dass der Staat Integration unterstützen, aber dem Einzelnen den eigenen Integrationsprozess nicht abnehmen kann. Deswegen machen wir Angebote im Sinne des Förderns und Forderns. Auch darauf muss man achten, wenn es bei den Bleiberechtsverhandlungen um die Frage geht, dass Menschen seit vielen Jahren hier leben, obwohl sie von Gesetz wegen eigentlich nicht hier leben dürfen. Dabei ist natürlich auch zu bedenken, dass der Versuch, gesetzliche Möglichkeiten exzessiv auszunutzen, vorhanden ist. Deswegen kämpfen wir immer zwischen den beiden Zielpunkten: Humanität oder auch praktische Vernunft auf der einen Seite und dem Anliegen, Missbrauch nicht zu prämiieren und damit zur Nachahmung weiter zu empfehlen – was man in der internationalen Debatte den Pull-Effekt nennt – auf der anderen Seite.

Die Hilfe des Staates kann den Einzelnen nicht von seiner Verantwortung für sich und die Eltern auch nicht von derjenigen für ihre Kinder entlasten. Deswegen kann Integrationspolitik immer nur fördernde Begleitung eines im Wesentlichen eigendynamischen Integrationsprozesses sein. Neben den staatlichen Hilfen und Angeboten muss man sich selbst in der Pflicht und Verantwortung fühlen, andernfalls wird der Integrationsprozess nicht gelingen. Deswegen ist die Teilnahme an Integrationsmaßnahmen auch nicht nur ein freiwilliges Angebot.

Der frühere Präsident der Akademie der Künste György Konrád hat es einmal so ausgedrückt: „Der Preis für ein Bleiben heißt Lernen. Ein Einwanderer muss viel lernen: eine Sprache, eine lokale Kultur, ein komplexes System von Rechten und Pflichten. Teilweise muss er seine eigenen Normen außer Kraft setzen. Nicht vergessen, nicht aufgeben soll er sie, jedoch nur in einem Maße befolgen, anwenden und bewahren, so dass die Normen des Aufnahmelandes nicht auf eine Weise verletzt werden, die heftigen Widerstand auslöst.“ Integration wird damit zutreffend auf das Individuum bezogen und nicht auf die Ausgestaltung gesellschaftlicher Strukturen oder staatlicher Institutionen.

Ziel staatlicher Integrationspolitik ist die Förderung der individuellen Chancengleichheit von Migranten in der deutschen Gesellschaft – ausgehend von der Eigenverant-

wortung der Migranten. Der staatlichen Unterstützung des Integrationsprozesses steht die Erwartung gegenüber, dass Zuwanderer – im eigenen und gesellschaftlichen Interesse – die Verantwortung für ihren individuellen Integrationsprozess übernehmen.

Deutsche Islam Konferenz

Ich habe die Islamkonferenz schon erwähnt. Ich sehe sie als eine ständige Einrichtung des Dialogs zwischen staatlichen Stellen mit den Muslimen in unserem Land. Dem liegt der Gedanke zugrunde, dass der Islam nicht wie die christlichen Kirchen verfasst ist und es keine repräsentative Organisation der Muslime gibt. Ich kann sie auch nicht von Staats wegen anordnen. Die Länder können auch nicht von Staats wegen Islamunterricht in den Schulen durchführen, ohne einen islamischen Partner zu haben. Denn wir interpretieren unsere Religionsfreiheit nach dem Grundgesetz im Lichte unserer staatskirchenrechtlichen Erfahrungen mit den öffentlich-rechtlichen Kirchen. Das ist eine andere Situation als in Frankreich. Es ist unser Grundprinzip, dass der Staat das nicht verordnet, sondern partnerschaftlich organisiert. Deswegen brauchen wir eine Entwicklung in der islamischen Community, die sie partnerschaftsfähig macht. Dazu muss sie allerdings auch die Vielfalt und Verschiedenheit in ihren eigenen Reihen akzeptieren und ertragen.

Muslime, die auf Dauer in Deutschland, in Europa leben wollen, müssen akzeptieren, dass hier bestimmte Regeln gelten, die Voraussetzung für Demokratie, Rechtsstaatlichkeit und Freiheit sind. Europa ist vom christlichen Erbe und von christlichen Traditionen mit all ihren Irrungen und Wirrungen geprägt. Die Toleranz, die daraus entstanden ist, bieten wir an. Die Muslime können diese Gesellschaft mitgestalten, aber sie müssen die Voraussetzungen akzeptieren. Das funktioniert nicht ohne den Verzicht auf die Scharia als politische Ordnung. Auch deshalb will ich den Dialog verstärken. Wenn der Islam in Europa zu Hause sein und bleiben will, muss er – das ist etwas verkürzt und überzogen formuliert – so etwas schaffen, wie den Prozess der Aufklärung. Das geht natürlich über die Zuständigkeit eines Innenministers hinaus, damit muss sich eher die Philosophie beschäftigen. In der christlichen Welt hat dieser Prozess einige Jahrhunderte mit einigen schrecklichen Kriegen gedauert. Wir müs-

sen das schneller schaffen, auch wegen des Fortschritts in der Waffentechnologie. Einen kleinen Beitrag dazu will jedenfalls auch die Deutsche Islam Konferenz leisten.

Die Integration ist nicht nur eine Aufgabe des Bundes, sondern in unserem föderalen Gebilde eine Aufgabe aller staatlichen Ebenen – aber eben nicht nur der staatlichen Ebenen, sondern der Gesellschaft insgesamt. Deswegen ist auch der Ansatz des Integrationsgipfels richtig, Bund, Länder, Gemeinden und die gesellschaftlichen Kräfte alle zusammenzubringen. Die Gesellschaft kann viel beitragen: Sportorganisationen – mit das wichtigste integrative Feld in der Zivilgesellschaft –, Kirchen, Vereine.

Ich bin gar nicht so pessimistisch, dass es uns gelingt. Freiheitliche Gesellschaften funktionieren nach dem Prinzip von *trial and error*, von Versuch und Irrtum. Indem wir erkannt haben – weil es nicht mehr umstritten und bestritten ist –, dass wir Integrationsdefizite haben, haben wir eigentlich schon angefangen, das Problem zu lösen. Es ist damit noch nicht getan, aber es wird in dem Prozess von Versuch und Irrtum Chancen geben, die uns einer Lösung näher bringen.

Außerdem ist die Bereitschaft zur Integration viel größer, als viele glauben. Ich habe das bei vielen Gesprächen mit Vertretern von muslimischen Organisationen immer wieder empfunden. In dem Maße, in dem sie das Gefühl haben, dass sie mit ihren Problemen wahrgenommen und auf gleicher Augenhöhe angenommen werden, steigt diese Bereitschaft. Man muss gar nicht nur Freundlichkeiten austauschen. Ich habe bei der Islamkonferenz gesagt: Wir werden streiten, denn ich rede niemandem nach dem Mund. Aber indem man miteinander streitet, entsteht ein ganz neues Gefühl: das Gefühl, wahrgenommen und akzeptiert zu werden. Deswegen glaube ich, dass die Bereitschaft größer ist, als wir gelegentlich glauben. Und deswegen plädiere ich dafür, dass wir uns darauf konzentrieren, die Integration so erfolgreich wie möglich voranzubringen. Je schneller wir es schaffen, umso besser.